

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1950

20 (15.10.1950)

FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 15. Oktober 1950

4. Jahrgang / Nr. 20

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Das Leben im Glauben

Christenlehr-Entwurf. Plan: C/II/4

Zum Bedenken:

Vor den ostfriesischen Inseln hat 1931 eine Gruppe evang. Jungmannschaft den Tod gefunden. Sie sind, vom Turnfest auf einem Eiland kommend, auf ein Sandriff aufgelaufen. Es schien alles nicht schlimm zu sein. Bei Ebbe kletterten sie über Bord und ergingen sich. Mit der Flut würde ihr Schiff schon wieder flott werden. Die kam und mit ihr die Nacht. Das Boot aber hob sich nicht mehr mit steigendem Wasser. Der saugende Sand hielt es fest. Eine kalte Brise kam auf, die Wogen schlugen über den Rand des Bootes. Die Hände wurden kalt und klamm. So ging einer nach dem andern über Bord. In abgerissenen, halbverwehten Klängen hörte man sie noch singen - junge Calvinisten - den Lobgesang des Ambrosius: „Großer Gott wir loben dich . . .!“ (Bericht Ferd. Immers im „Baustein“). - Was singen denn die? Sind das Narren geworden? Oder meldet sich hier etwas anderes?

Jean Cavalier, der Bäckergehilfe, flieht aus Frankreich. Es hatte nichts genützt, daß seine Eltern, Anton und Elisabeth, den Jungen, der nicht mehr zur Messe ging, nach auswärts taten. Auch dort fiel er denen, die es mit Louis XIV. und dessen Religion fanatisch hielten, auf. Genf! Zwei neue Freunde rudern ihn in einer Mondnacht auf den See hinaus. Sie kreuzten nicht, darum gelang die Überraschung des Franzosen, der kaum größere Wasser gesehen, von Alpenbergen und Eisgletschern nur munkeln hörte, völlig. Das Segel wird mit einem Ruck herungeworfen, und der Kahn, der bisher Lausanne zuhielt, dreht. Ein Schrei des Entsetzens: „Was ist das?“ „Da stand der Eisbogen des Montblanc entrückt, riesenhaft, in Hoheit über der ganzen Welt. Ganz weiß über den schwarzen Vorbergen. Er war unbeschreibbar gewaltig. Gefrorenes Mondlicht. Ganz durchsichtig leicht und doch für die Ewigkeit aufgemauert: Die Stufen zum Himmel! . . . Ihm war, als verlöre er an der Gegenwart Gottes seinen Verstand.“ Cavalier kehrt um. Wie kann man den König von

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: Plan C/II/4 / Handr. f. d. Predigt: Reformationsfest, 23. So. n. Trin. — Der Schlüssel zum Himmelreich (Kinderpredigt z. Reformationsfest) / Berichte: Der kirchl. Dienst in der Industriegemeinde — Theol. Bodenseetagung 1950 — Das „teure“ Buch / Zeitschriftenschau

Frankreich fürchten, wenn Gott so groß ist! Wir kennen ihn als den Anführer der Schwarzhemden, jenen tapferen Bauernburschen der Cevennen, die für nichts als ihren Glauben kämpften. - Was hat er denn am Montblanc gesehen? Es muß doch mehr gewesen sein als ein Berg! (Vgl. Kurlbaum-Sieber, Aufruhr für Gott.)

Die Schau durch den Horizont.

In einer Übersetzung des NT. in einen Negerdialekt Afrikas wird „glauben“, für das kein Wort sonst vorhanden war, unmittelbar mit „durch den Horizont sehen“ wiedergegeben. Angesichts von Hebr. 11, 1 ff. eine treffliche Wiedergabe. Dort sehen sie alle durch den Horizont, der sonst das Blickfeld begrenzt: „Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist . . .!“ (Vs. 3). Noah sieht durch die Sicherheit seiner Zeitgenossen und ihr nichtiges Treiben hindurch auf die Hand Gottes, die sich zum Gericht erhebt. Abraham löst sich von seiner Bodenständigkeit und all ihren Vorteilen und Reichtümern - um einer Hand willen, die geheimnisvoll ihn weist, um einer Stimme willen, die zu ihm spricht und nicht die Stimme seiner Nachbarn, seiner Welt ist, sondern „ganz von außen“ kommt. (Man muß Hebr. 11 viel lesen!)

Der Glaube stellt den Umgriff Gottes um alle Dinge fest. Nie kann ihm etwa die Wissenschaft durch eine Entdeckung gefährlich werden (vgl. „Wissenschaft und Köhlerglaube“, Vogts spöttische Antithese); nie darf er sich auf eine „religiös-sittliche Provinz“ abdrängen lassen von ihr (vgl. die neuprotestantische Theologie). Gott ist stets größer, und es gilt Röm. 11, 36. Sagten sie früher, daß Gott die Weltenscheibe halte, so gilt das noch, wenn aus ihr das in ungeheure Räume auseinanderplatzende Uratom geworden ist. Meinten sie vor dem Geheimnis der Schwindsucht, daß Gott sie geschickt habe, so gilt das auch noch von dem widerwärtigen Heer der Tuberkeln, die Gottes Befehl ausrichten! Mag die Welt so groß und wunderbar oder so entsetzlich werden, wie sie will, dem Glauben ist es geschenkt, den Umgriff der göttlichen Hand zu sehen. Ja, je größer die Welt wird, desto größer offenbart sich Gottes Weisheit.

In diese Erkenntnis wurde Cavalier gestellt. In dieser Erkenntnis sahen die ostfriesischen Jungmänner durch das Grauen der nachtschwarzen Wellen hindurch auf die Hand, in die sie jetzt fielen.

Der Glaube erkennt Gott als die schlechthin entscheidende Macht (vgl. Matth. 6, 25 ff.). Nur Gott und nichts als Gott entscheidet: diese Gewißheit steht in allem Reden Jesu diamantenklar und diamantenfest. Und das ist gemeint, wenn Jesus den Glauben derer lobt, die ihn um Heilung angegangen haben. Ihr Glaube ist nicht mit dem Zutrauen derer zu verwechseln, die zu berühmt gewordenen Heilern gehen und von ihnen sich die Genesung fest erhoffen. Der von Jesus gelobte Glaube der neutestamentlichen Leute zerlegt sich in zwei Gewißheiten: a) Gott ist Meister über meine ausweglose Lage - Aussatz etwa oder Blindheit; b) Gott ist hier und da in diesem Jesus. Der Glaube spricht: „ER aber kann . . .!“ - K. Heim weist oft auf jene ahnungsvollen Augenblicke hin, da wir den „feuerflüssigen Zustand“ alles Zukünftigen empfinden, in dem noch alle Möglichkeiten offen sind, offen dem großen Gießer und Former: etwa bei der Krise in der Krankheit eines geliebten Menschen oder bei denen, die sich im Keller vor den Bomben ducken. Ihre Angst-

gebete verraten, daß sie nahe herangeführt sind an die Erkenntnis des Glaubens. (Freilich im Sinne des Agrippa-Wortes: „Es fehlte nicht viel . . .!“; Act. 26, 28!).

Der Glaube rechnet mit dem „lebendigen“ Gott. (Eben diese totale Entscheidungsmacht Gottes in großen und kleinen Dingen besagt das Epitheton „lebendig“). Man glaubt dann nicht mehr an die Macht der Menschen (Jesus zu Pilatus: „Du hättest keine Macht . . .!“; Joh. 19, 11), an die „Macht der Verhältnisse“ („Die Rechte des Herrn kann alles ändern“. Ein bekannter Arzt erklärte, bei gläubigen Menschen in schweren Krankheitsfällen keine negativen Prognosen mehr geben zu wollen, da er schon zuviele Überraschungen auf diesem Gebiet erlebt habe!). Man glaubt schon gar nicht mehr an die Ersatzgötter („Der Glaube an Deutschland“ des als Werwolfführer gehängten Zöberlein; der Glaube der USA an die „prosperity“ bis zum großen Bankkrach 1928; der Glaube an gerade sich erhebende politische Wellenberge usw.). Das ist aus, man wird nüchtern!

Ist Gott die entscheidende Macht, sind alle Dinge nun transparent geworden für seinen heiligen Willen, so läßt man sich auch von Gott in Bewegung setzen! „Es ist ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding um den Glauben“ (Luther). Er ist keine Welt-Anschauung! (Welche Ruhe atmet doch dies Wort! Die Bank ist noch nicht erfunden, auf die sich einer gemächlich setzt, um die dahinstürmende Welt anzuschauen!). Er hat nichts zu tun mit dem verruchten Wort - so sprechen allerdings die Teufel, aber die zittern wenigstens noch dabei, Jak. 2, 19! -, das jener Penicillinfälscher und Massenmörder in der Schiffschaukel des Wiener Prater zu seinem ehemaligen Freund spricht: „Doch, ich glaube an Gott - an den alten Mann!“ (Film „Der dritte Mann“). Glaube ohne Konsequenz! Mehr als wir ahnen unsere Gefahr! Wohl der Krebschade der Christenheit! - Der Glaube marschier wie Cavalier oder die Missionare, die sich 1950 noch nach China aussenden lassen, Paulus nicht zu vergessen! Er geht die Gegner an mit der Schleuder des Zeugnisses wie David, auch wenn die Sache statt bei Socho und Aseka in einer Kantine zum Tragen kommt. Er scheut sich nicht vor Opfern - des Geldes, der Gesundheit bei der Pflege; der Hebräerbrief sagte seelenruhig sogar: „Er sah an die Belohnung!“ Gott läßt sich nicht lumpen! Der Glaube ist viel mehr in der Tat als in einer bloßen Überzeugung! Es ist wirklich eine dreidimensionale Sünde - an Gott, an der Gemeinschaft der Heiligen, an sich selbst -, wenn die Tat, der Wandel die Überzeugung nur äfft! Jak. 2, 17!

Die Schau auf das Kreuz.

Der Glaube ist ein Kreis. Er schlägt seine Peripherie weiter als den Horizont. Er hat aber auch einen Mittelpunkt. Einen festen Einstich des Zirkels. - Denken wir noch einmal an jene singend sterbenden Jungmannen. Wie können sie den loben, der sie abfordert? Es muß an ihnen etwas geschehen sein, was alles aufwiegt. Sie müssen eine Gabe erhalten haben, die größer ist als das Leben selbst - das sie ja alle geliebt haben. Damit sind wir am Mittelpunkt des Kreises; er ist die Gewißheit: Mir ist vergeben! Nichts steht mehr zwischen mir und der flutenden Herrlichkeit Gottes. Sinke ich in den Tod, so sinke ich ungezweifelt in die selige Gemeinschaft mit ihm.

Mir ist vergeben! Das ist die „verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade“, von der Luther spricht. — Wir können nun nicht verlangen, daß jeder das Wesen dieser innersten Zuversicht des Glaubens versteht. Er müßte wohl zuerst verstanden haben, wie das Herz zerschlagen werden kann von den Hammerschlägen des anklagenden Gewissens; welche Bergelasten sich auf ein lebendiges Herz legen können und es in einer völligen Dunkelheit begraben. Luther wußte etwas davon: „Ich bin einmal zu Mitternacht aufgewacht, da fing der Teufel mit mir im Herzen eine solche Disputation an: Wisset ihr auch, daß ihr fünfzehn Jahre lang habt fast alle Tage Winkelmessen gehalten? Wie, wenn ihr mit solcher Messe eitel Abgöttereie getrieben? Hier brach mir wahrlich der Schweiß aus. Und ich habe da wohl erfahren, wie es zugehet, daß man des Morgens die Leute tot im Bette findet“ (WA 38, 197 f.). L. weiß, wie der Teufel zum „Doktor der Theologie“ werden kann, in das Gewissen kriecht, die Gebote Gottes predigt und den Menschen in den Abgrund der Verzweiflung stürzt. Und der Teufel hat recht! Das eigene Herz muß ihm recht geben (1. Joh. 3, 20). Kein Aufstand der Elemente ist so schauerlich wie der Aufstand im Innern des Menschen, der — wenn wir ihn auch nicht mit der Intensität Luthers oder eines Laestadius (vgl. „In der Finsternis hausen die Adler“) erleben — unser aller Teil sein muß. Denn er beginnt die Verdammtheit des Sünders zu begreifen. Er ist auch mehr da, als wir meinen: in der tiefen, inneren Schwermut, in der unaussprechlichen Verzweiflung, die auf dem Grunde unserer aller Herzen sich ausbreitet.

Der Glaube aber schaut nun weg auf den Christus am Kreuz. Er hört Jes. 53, 5. Er nimmt die werbende Versöhnungsbotschaft von 2. Kor. 5, 20 an. So wird er die „verwegene Zuversicht“. — Buchstäblich sehen wir dies Flüchtigen zum Kreuz in dem Erlebnis C. L. Schlaichs mit seinem Chef, dem gefeierten Chirurgen v. Langenbeck. Eine Speiseröhrenresection gut durchgeführt; man feiert den Triumph der sich entfaltenden Chirurgie, man vergißt genaue Anweisungen an die pflegende Schwester. Die gibt zu früh zu trinken, der Patient stirbt. Wie die Ärzte mit ihren Rapporten des Morgens vor dem Zimmer des Chefs erscheinen, erfahren sie vom Wärter, daß, v. Langenbeck die ganze Nacht vor dem Kreuz lag („Besonnene Vergangenheit“).

Mir ist vergeben im Himmel wie auf Erden, sagt der Glaube um Christi willen. So wird er der „rechtfertigende Glaube“. Denn diesen Glauben rechnet Gott zur Gerechtigkeit. Feierlich verkündet das NT: Röm. 3, 28; Röm. 10, 4; Act. 13, 39. Frohlockend wiederholen es die tröstlichsten Schriften, die es abgesehen von der Bibel gibt, die Bekenntnisschriften. Der Mensch, der so sich auf Christus verläßt — bemerke den Doppelsinn von „sich verlassen“; er verläßt ja auch seine aussäztige Wirklichkeit, sich selbst also — der wird von Gott angenommen. Der ist Gott recht geworden! Denn er lebt ja nun nicht mehr „a se“, sondern nun „a deo“! Von Gott her. Die Ursünde von Gen. 3 ist durch den Glauben widerrufen.

Die Vergebung ist schrankenlos. Sie umfaßt das ganze Sein und Leben. Sie ist völlig unverdient, nicht in einem Quentchen in uns begründet. Wer das erfährt, wird über die Maßen froh. Bei mir war das am 6. 12. 1931.

Der Sieg, der die Welt überwunden.

Wirklich? Ist der so fein heraus aus allem, der den Glauben „hat“?

Die Reaktion der Welt gegen den Glauben ist verzweifelt entschlossen. Das wird ein Kampf bis auf das Messer. Hebr. 11, 35 b—38 oder 2. Kor. 4, 8—10 bzw. die Schilderung der „apostolischen Existenz“ 11, 23—30 erzählen genug, wie der Glaubende ausgestoßen wird und ein „Narr in Christo“ wird. (Sind wir dazu bereit?)

Schlimmer ist es noch, wenn Gott sich dem Glaubenden zu entziehen scheint und diesen Stahl in einer langen Glut härtet. Es ist wichtig zu wissen, daß der Glaube nicht immer das Gefühl für sich zu haben braucht. Er muß sich durch sein eigenes Gefühl oft durchglauben und als „nackter Glaube“ einfach am Worte hängen und zappeln. „Aber auf dein Wort . . .!“ Luc. 5, 5. „Er wird zwar eine Weile / mit seinem Trost verziehn . . .!“ (Paul Gerhardt.) „Der Glaube glaubt fort und wenn er hunderttausend Jahre warten müßte“ (Blumhardt).

Aber um den Glauben sind Zeichen, wie gelegentlich St. Elmsfeuer von den Schiffen leuchtet, wenn sie durch eine stark elektrisch geladene Zone fahren. Christus verheißt sie, Marc. 16! Christus schilt die Jünger, die nicht heilen konnten, Matth. 17, 20. Das NT verheißt fraglos dem rechten Glauben große Erfahrungen der Gegenwart und der Macht Gottes. Berge sogar, die fest gegründeten, kann er versetzen. Der Glaube schafft nicht etwa bloß eine neue Beleuchtung einer unveränderten Wirklichkeit (so wie sie beim Theater statt des Szenenwechsels durch Beleuchtungseffekte neue Bilder zu erzielen scheinen), sondern er verändert sie. Der glaubensarm gewordenen Christenheit heute sind die Verheißungen Christi oft nur noch weiße Flecke auf der Landkarte ihrer Lebenserfahrung.

Dennoch ist der Glaube der Sieg über die Welt. Weil er von Christus mitgerissen wird auf dessen Siegesbahn. Christus siegt, und unser Glaube ist unser Anteil daran. (Das Bild ist wohl zu gewagt: Unser Glaube ist die Aktie, auf die vom Gewinn des großen Unternehmens — der Christussache — dann die Dividende ausbezahlt wird?) Wir werden des Sieges ansichtig, wenn ein Bethelkranker, von seinem Bauerngut durch seine Krankheit weggerissen, „aus Liebe zu seiner Frau“ sich in die Anstalt selbst verbannend, nach zehnjähriger Trennung dann dort Silberhochzeit feiert mit ihr und sagt: „Das Schönste war etwas anderes. Ein paar Tage, bevor sie kam, hat in meinem Herzen die Gewißheit aufgeleuchtet: Gott hat dich lieb!“ — Hier überwindet einer ein schweres Leben im Glauben. Dort ein anderer die Todesnot. Welche kostbaren Erfahrungen gibt es doch beim Sterben gläubiger Mensch. „Herr Jesus, mach es kurz!“ betet Königin Luise. Wer aber sein Leben und seinen Tod überwunden hat, hat für sich schon die Welt überwunden.

Wie aber kommt man zum Glauben?

Georges Clemenceau, der sein Leben lang über den Glauben gespottet hat, „le tigre“, fordert in seinem Vermächtnis 1929 die junge französische Generation auf zu glauben! „Ich bin aber gewiß, daß es unmöglich ist, eine Gesellschaftsordnung auf dem Unglauben aufzurichten. Wäre ich früher zu dieser Einsicht gekommen, so würde ich sie ohne Furcht vor Menschen vertreten haben“ (Brief an Hervé; vgl. Baun-Haug 901).

Ja, aber wie kommt man zum Glauben? — Man kann ihn sich nicht nehmen oder machen. So wenig wie man sich die „Gewißheit“, die „Bekehrung“, die „Buße“ machen kann, von denen wir in den letzten Stunden sprachen. Hier ist alles Geschenk. Hier ist alles Gnade, Einbruch des Hl. Geistes in die Zeitlichkeit.

Doch ist die Folge keineswegs ein müdes Resignieren: „Mir ist das nicht bestimmt!“ Im Gegenteil, Gott will uns unbedingt dies alles schenken. Es gilt dort zu sein, wo Gott den Glauben weckt. Das tut er durch sein Wort. „Es kommt der Glaube aus der Predigt.“ Röm. 10, 17! Das Wort ist uns vonnöten. Hart und immer an dem Wort, das sei unsere Losung. „Das arme Windlicht“ — so nennt sogar Luther seinen Glauben — braucht unablässig das nachdrängende, unterhaltende Öl des guten Wortes des Guten Hirten.

Rudolf Bösinger.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

Reformationsfest: Röm. 5, 1—5

Es ist eine schwierige Aufgabe, von der Rechtfertigung zu predigen. Das große Thema der Reformation ist nicht nur dem unchristlichen, sondern weithin auch dem christlichen Menschen von heute ferngerückt, weit ferner als dem Menschen des 16. Jahrhunderts. Dieser kam von der mittelalterlichen Kirche her, die den Menschen durch ein System von kirchlich vermittelter Gnade und kirchlich geleiteter Sühne seiner Gerechtigkeit vor Gott zu versichern suchte. Und auch die Predigt der späteren Reformationskirchen konnte noch auf Jahrhunderte hinaus mit einem sicheren Wissen von menschlicher Schuld und Rechtlosigkeit vor Gott rechnen und in das Empfinden dieser Not, so sehr es auch der gewissensschärfenden Predigt des Gesetzes bedurfte, ihren Zuspruch der Rechtfertigung aus der liebenden und heiligenden Gnade Gottes richten. Daß dieses Wissen seit 2—3 Jahrhunderten weithin in dem allgemeinen Bewußtsein erloschen ist, bedeutet wohl die einschneidendste Wandlung in der neueren Seelengeschichte, der sich die christliche Verkündigung gegenüber sieht. Es haben sich so viele Entschuldigungen für unser Versagen davorgeschoben; es hat sich ein humanistisch-moralistisches Lebensideal gebildet, das den Begriff der Sünde verkümmert hat, so daß an einem normal geführten Leben wirklich gar nicht allzuviel von dieser Art Sünde aufzufinden ist; es sind andere große Fragen in den Vordergrund des Bewußtseins gerückt: Zweifel, Sorge, das namenlose Leid in der Welt bis hin zur stummen Kreatur und daraus die Anklage, wie Gott sich denn für das alles rechtfertigen wolle. So gewiß es nötig ist und die Völkergeschichte und Lebenserfahrung genug Hilfen bieten, mit der Predigt des Gesetzes jenes verlorene Wissen um Schuld wieder wachzurufen, so ist es doch ein großer Dienst, den uns unser Text tut, daß er uns auf den anderen Weg weist: an den G a b e n zu erkennen, was Rechtfertigung heißt. Drei heben sich ohne besondere Mühe fast von selbst heraus: Friede mit Gott, Gewißheit eines ewigen Lebens, Hoffnung in

Trübsal. Und es wäre wohl die wesentlichste Hilfe, den oft so historischen Charakter der Reformationspredigt zu überwinden, wenn man diese Gaben (in dieser oder anderer Auswahl und Gliederung) als lebendige Kräfte für die Welt heute anschaulich machen könnte. Die Reformationspredigt darf auf gar keinen Fall als Geschichts- oder Lehrvortrag wirken, darf nicht nach Erbschaft und Nachlaßverwaltung schmecken, sondern soll auf die Frage Antwort geben: Was hat man heute davon, daß man evangelischer Christ ist? Mag das Vergangene noch so groß gewesen sein, es kommt allein darauf an, daß es noch heute groß ist.

Was Friede ist, weiß man erst im Kriege. Was Friede mit Gott ist, also erst, wenn man begriffen hat, daß wir Menschen im Kriege mit Gott leben. Aber gerade das ist dem Menschen von heute so schwer begreiflich zu machen. Und man wird sich am Reformationsfest hüten müssen, diese Lücke etwa mit einer Schilderung von Luthers Klosterkämpfen und sonstigen Anfechtungsnöten zu überdecken. Sie erscheinen dem heutigen Christen so leicht als fremd, übertrieben, womöglich krankhaft. Er kann das, was Luther durchlebte, gar nicht so ohne weiteres auf sich beziehen. Man kann ihn wohl zunächst nur bei dem fassen, was auch bei Luther der chaotische Anfang seiner Kämpfe gewesen ist, bei der Friedlosigkeit in sich selbst. Auch bei ihm hat es ja mit Traurigkeit, Melancholie, Ungenügen in seinem Lebensstand, dem juristischen Studium und dem Weltleben überhaupt, Unzufriedenheit mit sich selbst begonnen. Und die erste entscheidende Wendung lag darin, daß er dies alles als Folgen des Kriegszustandes zwischen sich und Gott erkannte. Wenn der Weg des modernen Menschen dazu auch weiter sein mag, so kann ihm doch nicht geholfen werden, wenn er nicht erkennt, daß er mit sich nicht ins reine kommt, weil er mit Gott nicht ins reine kommt. Alles, worüber er zu klagen hat: Umwelt und Schicksal, Disharmonie und Mangel an Gaben, Lieblosigkeit der anderen und Härte der Weltgesetze, sind ja heimliche Anklagen gegen Gott, der uns so geschaffen hat, wie wir sind, der uns dorthin gestellt hat, wo wir sind. Wir können von diesen Anklagen, dem oft uneingestandenem, manchmal offen ausgesprochenen Grund unserer Friedlosigkeit, nicht erlöst werden, ehe uns am Bilde Jesu Christi die Frage überfallen hat, woher wir das Recht und den Mut nehmen wollen, Gott unter Anklage zu stellen. Luthers Weg durch die terrores conscientiae zum Frieden ist auch heute noch der einzige, der dahin führt. Für gewöhnlich zieht es der Mensch ja vor, den Frieden mit der Welt statt des Friedens mit Gott zu suchen. Er paßt sich an, redet nach dem Munde, windet sich mit Kompromissen und Halbheiten durch, mißtrauisch gegen jedermann, weil auf ihn selbst ja kein Verlaß ist. Statt tapfer zu sein gegen die Welt, ist er tapfer gegen Gott. Er wird auch der Welt gegenüber nur Stand gewinnen, wenn er seinen Stand vor Gott erkannt hat, den der Friedlosen, Rechtlosen, der auf Gnade Angewiesenen. Am Bilde Christi kann ihm beides aufgehen: seine mangelnde Legitimation zur Anklage und der Friede dessen, der mit dem Willen des Vaters eins ist.

Gewißheit des ewigen Lebens: vielleicht hat sich auch hier etwas in der Tiefe des modernen, sterbensmüden Menschenherzens verschoben. Wer spricht noch mit Nietzsche: „Alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“? Wer drängt noch wie in den Zeiten des Idealismus nach einer

Verewigung seines Daseins? Vielleicht noch der Künstler (nach dessen Bild das idealistische Menschenverständnis wohl weithin entworfen war), etwa der Dichter, der wie Goethe am Anfang und Ende des Diwan seinen Liedern „ewiges Leben“ erbittet. Trotzdem glaube ich nicht, daß es dabei sein Bewenden haben wird. Wenn sie selbst nicht von neuem und schrecklicher unter das Erlebnis der Vergänglichkeit gestellt werden sollte, wird in jeder Generation wieder das natürliche Verlangen nach einem Zusammenhang im Ewigen erwachen, und sei es auch nur in der materialisierten Form des Aufgehens im All oder des Fortlebens in den Kindern (was ja ein einfacher Denkfehler ist, da das Ich etwas Unteilbares und Unwiederholbares ist). Die christliche Verkündigung kann dem gegenüber nicht radikal genug die Unwiderruflichkeit des Endes einprägen. Auch der größte Name ist früher oder später verweht. Auch die Genien sind nur der Besitz eines von Jahrhundert zu Jahrhundert kleiner werdenden Kreises von Eingeweihten und müssen dem nachdrängenden Leben neuen Geistes Raum geben. — Ewiges Leben gibt es nur aus einer ganz anderen Sicht: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ Gerade das unteilbare und darum irdisch gesehen todgeweihte Ich ist von Gott gerufen und zu dem ewigen Eigentum des ewigen Gottes erklärt. Nicht weil wir so wertvolle Exemplare der Gattung Mensch wären, die in einem ewigen Museum aufgehoben werden müßten, sondern weil Gott seine Hand auf uns legt, sein Herz zum Pfande eingesetzt, seinen lieben Sohn dahingegeben hat, uns der todbringenden Absonderung von Ihm zu entreißen, und nur, wenn wir diesen Anruf hören und glauben, können wir uns der zukünftigen Herrlichkeit rühmen, die Gott geben soll. Sola fide! Wir können nichts dazu tun, nichts dazu „verdienen“, auch nicht auf dem Untergrund einer sakramentalen Gnade.

Geht es hier um die Meisterschaft über den Tod, über den — vielleicht muß das unser Geschlecht wieder lernen — nicht gleichgültig, sondern ernst genommenen Tod, so zeigt Paulus V. 3—5 den Stufenweg zur Meisterschaft über das Leben. Die Folge Trübsal - Geduld - Erfahrung - Hoffnung ist nicht selbstverständlich. Es gibt auch die Gegenfolge Trübsal - Ungeduld - Ungewissheit - Verzweiflung; Verzweiflung aber läßt zuschanden werden. Welchen Weg der Mensch geht, entscheidet sich also schon auf der ersten Stufe; alles andere ist zwangsläufig. Vielleicht läßt sich daran einmal auf eine besondere Weise anschaulich machen, was Glaube ist: ein Richtung-Halten; Richtung von einem einmal gefundenen Ausgangspunkt aus (wie über jeden Weg der richtige Anfang entscheidet) auf ein fernes, wenn auch oft verschwindendes, aber unbedingt festgehaltenes, durch Gottes Verheißung gesichertes Ziel hin. Die einzelnen Stufen des Weges mit ihrem Reichtum an geistlicher Erfahrung anschaulich zu schildern, ist wohl fast zu viel im Rahmen einer Predigt über den ganzen Text. Zweierlei aber sollte deutlich werden: 1. diese Stufen zeigen, daß christliche Leidensüberwindung etwas anderes ist als stoische Unempfindlichkeit oder mystische Gelassenheit. Christen sind erschütterbar. Es gibt ein Recht auf das volle Empfinden des Leides, nur dann bringt es die Erfahrungen, die der Text schildert. Und auf ihnen ist 2. das „Rühmen“ begründet, das ohne Herzlosigkeit gegen die Leidenden, die unter der Kanzel sitzen, zu seinem unverkürzten Recht kommen muß; es ist schon ein Stück irdischer Verwirklichung jenes Zieles, auf

das der Glaube Richtung halten muß. Es muß nicht etwa als Gebot, sondern als tröstende Verheißung, auch wenn sie noch nicht begreifbar erscheint, als Frucht der in unser Herz durch den Hl. Geist ausgegossenen Liebe Gottes anschaulich werden.

In einer Reformationspredigt wird es besonders darauf ankommen, alle diese Gaben — oder wie man den Text sonst zergliedern will — als Früchte der Rechtfertigung *sola gratia* und *sola fide* deutlich zu machen. Nichts davon können wir uns selber geben oder miterwerben. Es ist Geschenk, ausgegossene Liebe, die hier in ihrer Identität mit dem Glauben anschaulich werden sollte, um einer oft kritisierten Vertrocknung des reformatorischen Glaubensbegriffs entgegenzuwirken. Dazu gibt es nur einen Zugang (wieder das Bild des rechten Weganfangs): Jesus Christus. Und auch zu ihm gibt es nur einen Zugang: das Gegenüberstehen Auge in Auge, den Glauben, der jeden weiteren Umweg, jede Vermittlung zu Jesus hin ausschließt. Wir sind wohl bei dieser oder anderer Gelegenheit der Gemeinde schuldig, ihr zu begründen, warum wir nicht nur das „Such, wer da will, Nothelfer viel“ noch singen, sondern warum uns auch das Mariendogma, dessen erneute Steigerung man zum 1. November erwartet, von der katholischen Kirche scheidet. Obwohl es uns — ähnlich wie der Heiligendienst zu einem stärkeren Umgang mit unseren Glaubensvätern — an eine lebendigere Darstellung unseres evangelischen Verständnisses der Mutter des Herrn und unsere, von Luther so oft bekannte Liebe zu ihr mahnen sollte, muß doch mit aller Klarheit gesagt werden, daß aller Kult, alle Fürbitte und Vermittlung zu ihrem Sohne hin der Freiheit des Zugangs widerspricht, die uns Christus zum Vater erworben und zu sich selbst gegeben hat. Der Glaube ist unmittelbar an ihn gewiesen und verliert ihn aus den Augen, wenn er ihn nicht unablässig im Blick behält und sich hilflos nach anderen Nothelfern und Vermittlern umsieht. Nur im freien Aufblick auf Jesus — einer Gnade — können wir lebendig erfahren, was der von ihm erworbene Friede Gottes ist. Erworben in dem doppelten Sinne: der für die Menschheitsgeschichte entscheidenden Befreiung von der Angst vor Gott (sei es vor dem strafenden Gott der Gerechtigkeit der Juden oder vor den Schicksalsmächten und Götzen der vor- und außerchristlichen Religionen) und der Hilfe des heute noch lebendigen Herrn auf dem Wege jedes einzelnen zum Frieden mit Gott. Daß er selbst, der die von uns durch unsere Sünde verschlossene Tür zu Gott aufgesprengt hat, auch heute noch der Durchbrecher aller Bande, der lebendige, einzige Nothelfer in jeder Art von Trübsal ist, der dem Glaubenden immer und ohne Vermittlung zugänglich ist, das ist noch heute wie in der Reformation das unaufgebbare Thema der evangelischen Rechtfertigungspredigt.

D. Heinrich Bornkamm.

23. Sonntag nach Trinitatis: Matth. 25, 1—13

Nach der Anordnung des Evangelischen Oberkirchenrates ist am 23. Sonntag nach Trinitatis, den 12. November 1950, über das Gleichnis von den zehn Jungfrauen zu predigen. Die Deutung dieses Gleichnisses ist schwierig und umstritten: im Blick auf seine Einzelzüge und auf seine Haupttendenz.

Es ist ratsam, von vornherein auf die Ausdeutung der Einzelheiten, etwa der Jungfrauen, der Lampen, des Öls, des Festjubels, des Einschlafens aller Jungfrauen zu verzichten, weil sie allzu subjektiv und daher willkürlich ist. Treffend sagt Calvin dazu: *Multum se torquent quidam in lucernis, in vasis, in oleo. Atqui simplex et genuina summa est, non sufficere allacre exigui temporis studium, nisi infatigabilis constantia simul accedat.* (Für gewöhnlich quälen sich gewisse Ausleger mit der Ausdeutung der Lampen, der Gefäße, des Öls. Vielmehr ist das einfache und ursprüngliche Hauptergebnis der Deutung dies: daß der für eine kleine Zeit munter fröhliche Eifer nicht genügt, wenn nicht zugleich die unermüdllich tätige Beharrlichkeit hinzukommt.)

In der hier von Calvin angedeuteten Richtung ist auch die eigentliche, textgemäße Auslegung des Gleichnisses in dessen Grundabsicht zu suchen. Bei der meist üblichen Erklärung kommt das Tätigkeitsmotiv der christlichen Hoffnung zu kurz. Eben das Motiv, das Paul Althaus in „Die letzten Dinge“ als Ergebnis seiner Untersuchung mit Recht herausstellt: „Die christliche Hoffnung ist keine Theorie, sondern Sache des ganzen Menschen. Warten ist eine Haltung des gesamten Daseins. Warten heißt: Leiden, Fragen, Arbeiten; den Widerstreit Christi und der Welt wachen Auges durchleben, an die Grenzen stoßen, an die verschlossenen Türen klopfen. Wer nicht immer wieder im Beten und Wirken aus der Gefangenschaft hinausdrängt in die unendliche Freiheit und Herrlichkeit des Reiches Gottes, wer nicht kämpfte wider die Not der Ungerechtigkeit auf Erden, wer nicht ränge um Heiligung, wer nicht arbeitete an der Sammlung und Bereitung der Gemeinde Gottes — wie wüßte der, was Warten auf den Herrn bedeutet! Nur in einer Tat der Seele und des ganzen Lebens, täglich neu, lebt die Hoffnung wirklich.“

Nicht nur aus solchen allgemein-biblischen Erwägungen heraus, sondern auch besonders auf Grund der Textbeobachtung (cf. den Sehakt im Sinne Schlatters bei der exegetischen Bemühung) kann der Hauptinhalt unseres Textes mit den Worten umschrieben werden: „Für die Jünger Jesu Christi gilt die gottgegebene Weisung: in Hoffnung fröhlich und aus Hoffnung tätig.“

Schon der Zusammenhang, in dem sich unser Gleichnis findet, ist wesentlich. Matthäus schließt im letzten Worte Jesu vor dem Leiden in cap. 25 mit denen, die vergeblich auf Christus hoffen (zehn Jungfrauen), sein Gut umsonst empfangen haben (anvertraute Zentner) und seinen Brüdern die Wohltat verweigern (Weltgericht, Scheidung von Schafen und Böcken). Immer geht es um die Tat des Jüngers, die er freilich nur in der Kraft Jesu Christi vollbringen kann (nach Johannes 15, 5: „ohne Mich könnt ihr nichts tun“), für die er aber höchst persönlich zur Verantwortung gezogen wird, wenn er sie unterläßt.

Wenn der Jünger Jesu Christi den guten Willen Gottes tut, so kann und wird er deshalb keinerlei Rechtsanspruch auf göttliche Anerkennung und Belohnung stellen, also das „aus Gnaden allein selig“ mitnichten antasten: denn es gilt: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren“ (Lukas 17, 10). In diesem Zusammenhang ist die Lektüre von Luthers geschichtlich-denkwürdiger Predigt über unseren

Text unerlässlich, nämlich die Predigt mit der Überschrift: Ein Sermon über das Evangelium am 27. Sonntage nach Trinitatis. Von dem Glauben und guten Werken. Gepredigt in Erfurt am Tage der 11 000 Jungfrauen (21. Oktober) 1522 in der St. Michaeliskirche. Darin heißt es u. a.: „So Sorge ich denn, es seien zu unsern Zeiten solcher Werkheiligen gar viel, die auch sich selbst und andere Leute verführen . . . was Gnade sei und Glaube, wissen sie minder denn eine Gans um den Psalter.“

In unserem Gleichnis selbst zeigt der Herr, daß alle zehn Jungfrauen fröhlich in Hoffnung waren. Sie freuten sich auf den Bräutigam, der mit seiner Braut in seine Heimat zog. Sie waren entschlossen, ihn im Festgewand und mit Lampen feierlich einzuholen. Wenn sie auch alle in gleicher Weise schläfrig wurden und einschliefen, als der Bräutigam lange auf sich warten ließ, ihre Freude an der Hochzeit, an der Begegnung mit dem Herrn brach wieder durch, sonst hätten sie nicht, als der Bräutigam endlich kam, ihre Lampen geschmückt und zubereitet. Die fünf klugen Jungfrauen waren außerdem aus Hoffnung tätig, aber die fünf törichten nicht. Die Freude der Klugen war bedächtig und nüchtern. Sie bewegte sie dazu, in wachsender Sorgfalt zu handeln. Sie entzündeten nicht nur ihre Lampen, sondern sie deckten sich auch mit dem nötigen Ersatzöl ein. Die Freude der Törichten war glühend und schwärmerisch. So unterließen sie es, die nächstliegende Pflicht zu erfüllen. Sie entzündeten lediglich ihre Lampen und sorgten nicht für den nötigen Ölvorrat.

Weil die Klugen von vornherein aus Hoffnung tätig waren, durften sie mit dem Bräutigam zur Feier gehen. Weil aber die Törichten zu spät, erst auf den Rat der Klugen hin, aus Hoffnung tätig wurden, wies sie der Herr vor der verschlossenen Tür des Festsaaes ab. Es handelt sich wirklich um einen wohlgemeinten Rat der Klugen und nicht, wie Augustinus meint, um einen bitteren Spott. Im übrigen kann durch die Tatsache, daß die Klugen den Törichten die verständliche Bitte um Ersatzöl abweisen, sehr wohl der Gedanke angeregt sein, daß jeder einzelne Christ selbstverantwortlich handeln muß und sich nicht auf einen anderen und dessen Tat verlassen darf. Schlatter schreibt in seinem Kommentar „Der Evangelist Matthäus“: „Der Eingang in die Herrschaft Gottes ist vom eigenen Verhalten der Einzelnen abhängig. Hier gibt es keine Stellvertretung, keinen Gemeindeglauben, der den Glauben des Einzelnen ersetzt, keine Bereitschaft der Kirche, die in etwas anderem bestände als in der Bereitschaft ihrer Glieder.“

Die christliche Hoffnung ist also nicht nur Freude, Erhabenheit im Gefühl, sie ist besonders auch Willenskraft und Dienstwilligkeit, eben Tat. Diese Erkenntnis wird auch durch das Gleichnis von der königlichen Hochzeit nach Matthäus 22, 1—14 nahegelegt. Da ist ebenfalls auf die Tat, die rechtzeitig erfolgte Tat des Einzelnen, der zur Hochzeit geladen ist und ins Reich Gottes kommen soll, Wert gelegt. Es heißt dort in V. 12: „Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?“ Der Mann, der ohne festliches Gewand zum Mahl des Königs kam, frevelte. Er hätte das festliche Kleid, das er besaß (von Matthäus her gefaßt!), oder das ihm vom König angeboten wurde (von Lukas aus verstanden!), anlegen müssen. Dieser kleinen Mühe, sich umzuziehen,

hätte er sich unterziehen müssen. So hätte er gehandelt, und zwar richtig gehandelt.

Adolf Schlatter, auf den die vorliegende Auslegung unseres Gleichnisses zurückgeht, schreibt in seinem Andachtsbuch „Kennen wir Jesus?“ unter der Überschrift: „Die von der Hoffnung Berauschten verlieren sie.“ (Seite 383—385): „Die Hoffnung glüht, und die Freude am Verheißenen ist stark; aber was zum Empfang des Verheißenen notwendig ist, unterbleibt. Aus der Verheißung entsteht nicht die wachsame Sorgfalt, die sich um das bemüht, was in der Gemeinschaft mit dem Christus erhält. Das ist die schwärmende Hoffnung, für die die Gegenwart versinkt. Sie tötet die Tatkraft, weil sie das, was jetzt zu geschehen hat, mißachtet. Sie ist nur noch Gewißheit und vergißt, daß das, was kommen wird, an das angeheftet ist, was jetzt geschieht . . . Die, die so hoffen, . . . leben in dem, was kommen wird. Da sie aber unterlassen, was jetzt geschehen muß, damit sie Jesus ehren und seinen Willen tun, sagt er . . . diesen Jüngern . . . seine Gemeinschaft auf. Er kennt die nicht, die die jetzt ihnen gegebene Gabe mißachten und den Dienst versäumen, den der heutige Tag von ihnen verlangt.“

Die Predigt über dies Gleichnis hat demnach zu bezeugen, daß der Christ in Hoffnung fröhlich und zugleich aus Hoffnung tätig sein muß und darf. Wer auf den wiederkommenden Herrn wirklich wartet, ist gefühlsmäßig erhoben und freudig bewegt. Diese wundersame Freude am Herrn durchzieht das ganze Neue Testament bis hin zum Ende der Offenbarung Johannes: cap. 22, V. 20: „Es spricht, der solches bezeugt: Ja, ich komme bald. Amen, ja komm Herr Jesu!“ In dieser Freude darf sich der Christ durch niemand und nichts irre machen lassen, wie sich aus dem 2. Petrus-Brief ergibt: 3, 3 und 4 und 9: „Ihr wisset das . . ., daß in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die . . . sagen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft?, denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist. Der Herr verzieht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug achten, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre.“

Wer auf den wiederkommenden Herrn wirklich wartet, ist außerdem willensmäßig einsatzbereit, tüchtig und tätig. So mahnt Paulus die Gemeinde zu Thessalonich, der er ausführlich Unterricht über die letzten Dinge gab, gerade als wartende Gemeinde fleißig und arbeitsam zu sein: II, 3, 11 und 12: „Wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nichts, sondern treiben Vorwitz. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesus Christus, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brot essen“ (cf. auch I, 4, 11 und 12).

In der Geschichte der Christenheit — bis hin in unsere Tage — zeigt es sich stets aufs neue, daß die christliche Hoffnung gar oft nicht recht geübt und gelebt wurde. In den Kirchen fehlte es an der frohen Hoffnung auf Christus. Und bei den Sekten mangelte es an der tätigen Hoffnung für Christus und die Brüder. Martin Luther ist auch als hoffender Christ beispielgebend. Er war fröhlich in Hoffnung. So sagte er: „Ich hoffe ja, der Tag (des Herrn) sei nicht weit, und wir werden ihn noch

erleben.“ Er war zugleich auch aus Hoffnung tätig. So sagte er einmal: „Wenn der Herr morgen käme, so wollte ich heute noch mein Bäumlein pflanzen.“ Deshalb ist seine Mahnung beherzigenswert: „Lehret eure Kirche fleißig um den Tag des Herrn beten, denn es ist um die gute Zeit geschehen und damit aus. Es wird nicht besser. Gott aber erhört nur das Geschrei um unsere Erlösung am Jüngsten Tage. Alle Zeichen stimmen dazu, daß er nicht ferne sei“ (Tischreden). Es ist also des Herrn Wille nach unserem Text, uns durch die Hoffnung zur Freude und zur Arbeit zu führen. Wohl uns, wenn wir seinen Willen tun! So handeln wir nach der Mahnung des Johannes, 1. Johannes 3, 3: „Ein jeglicher, der solche Hoffnung hat zu Ihm, der reinigt sich, gleichwie Er auch rein ist.“

Als Begleitstoff zur Predigt sei die Besprechung des Chorals von Philipp Nicolai „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ etwa nach Martin Lindström „Philipp Nicolais Verständnis des Christentums“ (besonders Seite 284) empfohlen. Außerdem (im Bachjahr!) die Würdigung der Bachkantate „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ nach der volkstümlichen Art Karl Hesselbachers in „Der fünfte Evangelist“ (Seite 57/59).

Als Lieder werden vorgeschlagen: 430, 1—3; 345, 1 und 5; 280, 1—3; 280, 6 und 7; 429, 5 und 6 und die Gebete der Agende zu den Adventsontagen.

Gotthilf Schweikhart.

Der Schlüssel zum Himmelreich

Kinderpredigt zum Reformationsfest

Sie lebten alle vor der hohen Mauer, seitdem ihre Ureltern Adam und Eva vertrieben worden waren aus dem Reiche der Freude und des Lebens. Sie lebten, schafften, litten und starben. So die Kinder, so die Erwachsenen. Wenn die Zeit da war, dann kam das böse Geschwisterpaar, das hier — vor der hohen Mauer — die Gewalt hatte und holte sie. Der Bruder, der die Sense führte und damit nicht das Gras mähte. Die Schwester mit dem bösen Gesicht, deren Hohnlachen und Schadenfreude nichts Gutes verhieß. Vor Tod und Hölle fürchteten sie sich sehr, die Leute. Aber sie konnten nicht zurück zum Reich des Lebens und der Freude. Die Mauer war hoch und das Tor unzerbrechlich stark.

Die Ernstesten unter ihnen haben versucht, die Mauer zu übersteigen. Sie schlugen große Blöcke los im Steinbruch, wälzten auf großen Rollen und mit viel Mühe und Schweiß sie an die Mauer heran und begannen sie zu türmen. So ein Block hieß vielleicht „Ich will das Gesetz Gottes halten“ oder „Ich gehöre zum auserwählten Volke“ oder „Ich will ein ganz besonderer Eiferer, ein Pharisäer, sein“ (Phil. 3, 5 f.). Es war ein ergreifendes Schauspiel, diese unendliche Mühe zu sehen und die harte Arbeit, über der mancher sein Leben verlor. Denn die großen Blöcke haben manchen erschlagen. Einen frohen Jubelton von einem, der hoch oben über die Mauer sich geschwungen hatte, hat man eigentlich nie gehört.

So die Ernstesten. Andere aber lachten sie aus. „Wir gehören doch den Geschwistern Tod und Hölle. Was sollen wir uns so vergebliche Mühe machen? Wir sind und bleiben verdammt! Lasset uns essen und trinken

und fröhlich sein; denn morgen sind wir tot!“ Das Ganze war ein großer Jammer. Jenseits der Mauer aber war Leben, Fröhlichkeit und Kraft.

Eines Tages ging das Tor auf, von dem niemand mehr möglich gehalten hatte, daß es sich öffne, seitdem der Engel es damals verschlossen. Ein Kind kam heraus, das trug einen Schlüssel. Es ging zum ersten hin und sagte: „Nimm den Schlüssel aus meiner Hand und schließ auf!“ Der aber starrte ganz ungläubig das Kind an und sagte: „So leicht geht das nicht! Siehst du nicht, wie die Männer dort sich mühen?“ Niemand nahm dem Kind den Schlüssel ab. Ja, wie der Mann, zu dem das Kind schließlich herangewachsen war, die Leute inmer dringender bittet, den Schlüssel abzunehmen aus seiner Hand, da nahmen die schließlich Steine und Blöcke und begannen damit auf das Kind einzuschlagen. Und auf dem einen Stein stand etwa „Ich bin ein frommer Mann“ oder dergleichen. Aber sie haben den Mann mit dem Schlüssel getötet. Das Blut floß über den Schlüssel, und der blieb am Boden liegen. Der Getötete selbst aber ward dann den bösen Leuten entnommen und ferngerückt.

Aber einer, der bei dieser schlimmen Tat dabei gewesen war, der nahm den Schlüssel auf und begann in seiner Herzensangst am Tor zu probieren. Und siehe, der Schlüssel paßte im Schloß und das Tor öffnete sich wie von selbst. Er schritt hinein in das Reich des Glanzes und des Lichts. Noch unter dem Tor wandte er sich um und warf den Schlüssel einem zweiten zu, denn er wollte, daß nun viele zum Tore eingingen, gleichwie er. Es entstand damals auch ein fröhliches Gedränge um das Tor. Unaufhörlich drehte sich das Tor und ließ einen nach dem andern ein, wenn seine Stunde gekommen war. So Petrus, so Paulus, so Johannes.

Unbegreiflicherweise aber wurde die Schar vor dem Tor kleiner und kleiner. Immer mehr sagten nun die Leute wieder: „Der Weg geht nur über unsere großen Blöcke!“ Sie begannen wieder im Steinbruch zu hauen, die Steine auf Rollen heranzufahren und aufzutürmen. Das böse Geschwisterpaar macht sich wieder ganz breit und wartet darauf, wie bald einer von den Blöcken stürze oder von den Walzen zerquetscht würde. Die Frechen lachten wieder umsomehr! Man meinte, weil man nun rechts baue und nicht mehr links vom Tor, sei es besser. Manche sagten sogar, sie bauten auf Geheiß jenes Mannes, der getötet worden war und in seinem Namen. Der Schlüssel ging verloren. Er lag irgendwo auf der Erde, halb in den Boden getreten.

Einem war es besonders ernst mit dem Reiche Gottes, Martin Luther hieß er. Er hat fleißig seine Blöcke getürmt. Auf einem stand „Mönch“, auf einem anderen „Heiliger“. Als er ganz oben stand auf seinen Blöcken, sah er über sich die Mauer unübersteigbar hoch. So hoch er gekommen war, der Mauerrand war tausendmal höher. Da ist kein Hinaufkommen! Schier wäre auch er zu Tode gestürzt dabei vor lauter heißem Erschrecken. Es kam eine große Not über ihn. Gebeugt und zerschlagen ging er über die Erde. „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren...“ erkannte er.

„Da jammert Gott in Ewigkeit mein Elend über Maßen“, erzählt er dann weiter. Er berichtet, daß auf einmal, wie er so zu Boden starrte, sein Auge auf einen alten Schlüssel fiel. War er nicht schon ganz verrostet? Nein, es war Blut. Ja, mit dünner Blutlinie stand auf dem Schlüssel geschrieben: „JESUS CHRISTUS UNSER HEILAND!“ (Tit. 1, 4.)

Da fällt ihm aus alten Berichten ein, daß sie einmal mit einem Schlüssel das Tor aufgeschlossen hätten zum Reiche Gottes, die Johannes, Paulus, Petrus. Mit zitternder Erwartung geht er an das Tor und probiert. Der Schlüssel fährt wie von selbst in das Schloß, das Tor dreht sich, und der Weg liegt offen vor ihm zum Paradies.

Nun ist er selbst schon lange hindurchgeschritten in das Reich Gottes. Aber nicht ohne nun viele zu rufen: „Wir haben den Schlüssel wieder! Nehmt den Schlüssel!“ Es sind auch durch ihn viele gelaufen gekommen und haben es mit dem Schlüssel probiert. Und jedesmal hat es gestimmt. Melanchthon kam und Calvin und Paul Gerhard und viele andere.

Heute ist nun das Fest des wiedergefundenen Schlüssels. Das Reformationsfest, wie man es auch heißen kann. Der allein aber feiert das Reformationsfest recht, der den Schlüssel nimmt mit fester, nicht zitternder Hand, auf dem geschrieben steht: „Jesus Christus unser Heiland“ und sich den Schlüssel durch nichts entreißen läßt. Den Schlüssel, den kann man wohl den Glauben nennen. Der Ernsten werden immer weniger, der Frechen immer mehr. Wir aber wollen den Schlüssel halten; den Glauben an Jesus, daß er unser Leben regiere! Amen.

Rudolf Bössinger.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Der kirchliche Dienst in der Industriegemeinde

Arbeitende Arbeiterpfarrer

Telefonanruf. „Hallo! Herr Pfarrer, wie heißt doch der Betriebsratsvorsitzende der Maschinenfabrik in Ihrer Heimatgemeinde? Wie? — Wissen Sie nicht? Vielleicht können Sie mir den Namen des Betriebsführers sagen; ich hörte, der Herr sei ein bewußt christlicher Mann. Wie? — Kennen Sie nicht? Das Werk soll doch trefflich geleitet sein und vorbildlich hohe Löhne zahlen. Wissen Sie, welches etwa der Wochenlohn eines da arbeitenden Drehers ist? Nein? Hatten Sie von drohenden Entlassungen dort etwas gehört? Ich habe erfahren, die Belegschaft sei recht beunruhigt. — Bitte? Sie haben keine Ahnung? Dann ist Ihnen sicher auch nicht bekannt, daß in der letzten Versammlung der Gewerkschaft ein radikaler Redner die Kirche angegriffen und Sie namentlich angeführt hat? Hatten Sie keinen evangelischen Arbeiter, der dort auch ein Wort hätte sagen können? Nein? — Noch nicht? Ich bedaure, Sie gestört zu haben. Ich hatte gehofft, Auskunft bekommen zu können, da doch 60% Ihrer Gemeindeglieder Arbeiter sind.“

Dies Gespräch ist frei erfunden. Wollte Gott, so etwas gäbe es nicht. Die Zeit und Stunde, in der wir heute leben, wäre sonst verkannt.

Die Stunde ruft nach einem Gespräch, ja nach Zusammenarbeit zwischen Kirche und Arbeiterschaft wie Unternehmerschaft. Vom Pfarrer in einer Industriegemeinde wird Bereitschaft verlangt, in Neuland vorzustoßen.

Vor nahezu 20 solchen Pfarrern sprachen auf einer Tagung der Evangelischen Akademie in Herrenalb (4.—8. Sept.) der Direktor der Süddeutschen Kabelwerke, Dr. Raimond, Mannheim, Generaldirektor Linne- mann aus Freiburg und Dr. Hans-Erich Freudenberg aus Weinheim. Diese prominenten Vertreter des Unternehmertums, zu deren Vorträgen sich der Landesbischof und 2 Vertreter des Oberkirchenrates eingefunden hatten, legten dar, welche Bedeutung heute der Menschenführung in einem Betrieb zukommt. Offen sprach man von der Not und dem Versagen des Unternehmertums und sah die großen Aufgaben, welche die Weimarer Verfassung so formulierte: Eigentum verpflichtet, sein Besitz soll Dienst am allgemeinen Wohl sein. Die Blicke sind dabei auch auf die Kirche gerichtet. Zu Lohnfragen wird sie im einzelnen nicht Stellung nehmen können. Zu Mäßigung und Gerechtigkeit zu mahnen und dadurch die geistigen Voraussetzungen für eine gute Zusammenarbeit zwischen Unternehmern und Arbeitern zu schaffen, wird ihre wichtige Aufgabe sein. Die Unternehmer riefen der Kirche zu: „Nehmt eure Pflicht ernst, Gewissen zu schärfen auch im Raume des wirtschaftlichen Handelns!“

Nach dem alten Grundsatz: *Audiat et altera pars*, hörten die Pfarrer am nächsten Tag Darlegungen von Vertretern der Arbeiterschaft. Gewerkschaftssekretär Witkamp, Stadtrat in Mannheim, Betriebsratsvorsitzender Schnabel aus Freiburg und Betriebsrat Henrich aus Karlsruhe sprachen. Sie legten mit großer Offenheit die Arbeit, Ziele und Schwierigkeiten der Gewerkschaften dar. Man unterhielt sich über das alte Mißtrauen des Arbeiters gegenüber der Kirche, seine geschichtlichen Gründe und Möglichkeiten seiner Überwindung. Die Kirche muß aus der Enge ihres Lebens in das Leben des Arbeiters vordringen. Die Vertreter des schaffenden Volkes sagten uns: Die Kirche darf den Lebenskampf des Arbeiters nicht als unbeteiligter Zuschauer mit ansehen. Es war wie jener Ruf des Europäers an Paulus: Komm herüber und hilf uns! Daß diese Hilfe freilich eine dem Wesen der Kirche entsprechende sein muß, darüber unterhielt man sich eingehend. Soll der Pfarrer in die Fabrik und dort mit seinen Arbeitern Fühlung nehmen? Fabrikpfarrer, wie solche in rein evangelischen Ländern des Nordens da und dort angestellt sind, scheinen in unseren Verhältnissen undenkbar. Oder genügt es, wenn aktive Gemeindeglieder in ihrem Betrieb als Christen hinstehen und sich zur Mitarbeit im öffentlichen Leben bereit finden? Beides wird möglich und notwendig sein.

Vor allem aber muß der evangelische Mann aktiv werden. Radikale Elemente beherrschen sonst teilnahmslose Massen und bringen den Aufbau einer gerechten sozialen Ordnung zum Scheitern. Es ist fünf Minuten vor Zwölf. Türen sind für die Kirche offen. Sie muß hindurchschreiten zu neuen Wegen der Verkündigung.

Die Tage der Aussprache mit Unternehmern und Betriebsräten waren umrahmt von Arbeitsgemeinschaften der Theologen unter sich. Pfarrer Adler und seine Mitarbeiter im Männerwerk der badischen Landeskirche leiteten diese Besprechungen. Etwa folgende Ergebnisse können festgehalten werden:

Die Kirche muß in ihrer Männerarbeit zur Welt des Arbeiters vorstoßen. Im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben muß der Botschaft von Christus Gehör verschafft werden, die Besten warten darauf. Das

Werk der Rettung des Menschen für das Reich Gottes darf nicht im Ghetto kirchlicher Enge versanden. Praktisch bedeutet das: Männerarbeit in jeder Gemeinde! Fühlungnahme des Pfarrers mit den Betrieben, der Betriebsleitung wie mit den Betriebsräten, und mit den Gewerkschaften seiner Pfarrei. Schulung evangelischer Arbeiter zur Erfassung ihrer Verantwortung im öffentlichen Leben. Ein neues Wort, oft aber auch ein neues Herz für den Existenzkampf des Arbeiters muß sich in Predigt und Seelsorge zeigen.

Daß auch bei diesem Dienst der Pfarrer Pfarrer bleibe und kein sozialpolitischer Pfuscher werde, betonte ein grundlegendes Referat von Oberkirchenrat Dr. Heidland über das prophetische Wort der Kirche zum Handeln des Staates und der Wirtschaft.

Die Tagung soll in Pfarrkonferenzen weiterbesprochen werden. Sie war auch in Einzelheiten wertvoll. Die Kirche braucht heute mehr als je in den Industriegemeinden arbeitende Arbeiterpfarrer. Unbeschadet der ganzen Tiefe der Botschaft vom Kreuz Jesu Christi und vom Reiche Gottes gilt jedem Boten das Gebot, das Dr. Heidland in die Worte faßte: „Du sollst dich nicht in dein Privatleben zurückziehen!“

Ludwig Simon.

Theologische Bodenseekonferenz 1950

Die Theologische Bodenseekonferenz verdankt ihre Entstehung dem Gustav-Adolf-Werk. Ihr Zweck ist, die Amtsbrüder der oberschwäbischen Diaspora nicht nur unter sich, sondern auch mit Brüdern aus den angrenzenden deutschen Landeskirchen (Baden und Bayern) und aus der Schweiz zusammenzuführen. Die diesjährige Konferenz war die vierte seit Kriegsende (die dritte mit Teilnehmern aus der Schweiz). Sie wies die bisher größte Teilnehmerzahl auf, was von Landesbischof D. Haug in seinem Grußwort als ein Zeichen für die fortschreitende Ausbreitung der „Bodenseetheologie“ gewertet wurde.

In beiden Vorträgen ging es um Fragen der Mission, wobei immer wieder deutlich wurde, daß wir, wenn wir von der Mission reden, von unserer eigenen Aufgabe reden, einmal weil Mission nicht Sache eines besonderen Kreises von „Missionsfreunden“, sondern Sache der Kirche ist (der Begriff „Kirche“ dürfte trotz Brunners heftiger Polemik dagegen sein gutes theologisches Recht haben), und zum andern weil es nicht mehr angeht, die alte Unterscheidung von „christlichem Europa“ und „Missionsgebieten“ aufrechtzuerhalten.

Brunners Vortrag war — anders, als das angekündigte Thema „Begegnung des Christentums mit den Religionen Asiens“ erwarten ließ — kein eigentlich theologisches Referat, sondern ein Reisebericht (Brunner hat im vorigen Jahr sechs Monate lang in missionarischem Auftrag des Weltkomitees der Christlichen Vereine junger Männer - YMCA - die Länder des Ostens bereist):

Die Lage in Japan ist weithin bestimmt durch das Erlebnis des verlorenen Krieges, das für den Japaner noch viel mehr bedeutet als für uns, weil für ihn die Unbesiegbarkeit seines Landes zur Religion gehörte (Japan ist in seiner zweitausendjährigen Geschichte bisher noch

nie besiegt worden!). Dem Shintosystem ist heute wohl die Spitze abgebrochen: der Kaiser hat in einer Rundfunckerklärung auf seine göttliche Würde verzichtet. Aber in die Seele des Volkes ist das noch nicht eingegangen — eine jahrtausendealte Tradition läßt sich nicht von heute auf morgen auslöschen! So besitzt der Kaiser bei seinem Volk nach wie vor einen ganz ungeheuren moralischen Kredit, und der Shintoschrein ist auch heute noch das Ziel großer Pilgerzüge. Der Buddhismus spielt unter den Gebildeten Japans als Religion keine Rolle mehr, dagegen sehr wohl als Philosophie. Auf's Ganze gesehen herrscht heute in Japan ein gewaltiges religiöses Vakuum, und es ist die große Frage, wer dieses Vakuum ausfüllen wird: der aus dem Westen (einschl. Amerika!) mächtig einströmende Atheismus oder das Christentum. In dieser Hinsicht ist es besonders bedauerlich, daß die Vereinigte Kirche Japans, die unter staatlichem Druck während des Krieges durch Zusammenschluß der verschiedenen Kirchen zustande kam (Lutheraner und Anglikaner haben dieses künstliche Einheitsgebilde inzwischen wieder verlassen), keine wirklich lebendige Größe ist. Mehr lebendiges Christentum fand Brunner in den Kreisen, die auf die Arbeit des freien Evangelisten Utschimura zurückgehen. Zu ihnen gehören die besten Köpfe Japans. Es handelt sich da um „Jüngergemeinden“, die aber mit der offiziellen Kirche nicht zusammenarbeiten und die z. B. auch die Sakramente ablehnen. Der stärkste christliche Einfluß geht in Japan von den christlichen Schulen aus, aber eben nur christlicher Einfluß, wenig eigentlich missionarische Wirkung: nur ganz wenige von denen, die eine christliche Schule besucht haben, sind tatsächlich Christen. Im ganzen schätzt Brunner den Anteil der Christen an der japanischen Bevölkerung auf höchstens ein Prozent.

Anders in Korea: es hat von allen Ländern des Ostens den höchsten Prozentsatz von Christen. Das geht zurück auf eine gewaltige Erweckungsbewegung um 1910. Die zahlreichen nordkoreanischen Flüchtlinge, die schon vor Ausbruch des jetzigen Konflikts nach Südkorea gekommen waren, haben innerhalb eines Jahres über hundert neue Kirchen gebaut. Doch ist das dortige Christentum weithin erstarrt in einem gesetzlichen Biblizismus, der einer missionarischen Arbeit sehr hinderlich ist.

In Siam, dem klassischen Land des Buddhismus, das auch vom Kommunismus kaum berührt ist, wird das Christentum zwar nicht direkt bekämpft, aber die Mission kommt infolge eines stillen, zähen Widerstandes einfach nicht voran.

Auf dem ebenfalls buddhistischen Ceylon steht eine an sich sehr lebendige Missionsarbeit neuerdings vor ganz großen Schwierigkeiten: der Staat verlangt von allen Schulen religiöse Neutralität und verbietet deshalb auch den christlichen Religionsunterricht in den Schulen. Wenn dieses Verbot auch für die Missionsschulen gelten soll (die Lage ist in dieser Hinsicht bis jetzt noch ungeklärt), dann steht die Mission dort vor der Frage, ob sie nicht ihren ganzen Schulbetrieb überhaupt einstellen soll; denn eine Missionsschule hat doch wohl nur dann einen Sinn, wenn in dieser Schule auch das Evangelium gelehrt werden kann.

In Indien ist seit Gandhi der Hinduismus neu erstarkt, auch unter den Gebildeten (Brunner warnte eindringlich davor, Gandhi ein christliches Mäntelchen umzuhängen!). Der Wille zur Selbständigkeit, der sich

auf politischem Gebiet siegreich durchgesetzt hat, macht sich auch auf religiösem Gebiet geltend. Infolgedessen ist die Arbeit der großen Missionsgesellschaften dort weithin ins Stocken geraten, und nur der mühsame Weg der Einzelmissionierung ist praktisch noch gangbar. Doch ist es ein Zeichen für die Lebendigkeit des indischen Christentums, daß es dort eine wirklich eigene christliche Theologie gibt.

In die Welt des Islam führte Brunners Bericht über seine Eindrücke in Pakistan und in Ägypten. In Pakistan ist ein Ringen im Gang zwischen den Gebildeten, die einen Toleranzstaat wollen, und der großen Masse der Ungebildeten, die eine theokratische Staatsverfassung verlangen. In Ägypten ist es zwar durchaus möglich, daß eine königliche Prinzessin regelmäßig an christlichen Gottesdiensten und Versammlungen teilnimmt; aber wer sich taufen läßt, dem droht die Todesstrafe. Die Mission steht daher vor der schwierigen Frage, ob sie auch in dieser Lage an der Forderung der Taufe festhalten muß. Theologisch wird sich freilich ein Kompromiß schwerlich rechtfertigen lassen.

Selbstverständlich kamen auch in diesem Reisebericht die besonderen Theologumena Brunneriana zum Vorschein. Sie spitzten sich zu in der These: Wir müssen dadurch Mission treiben, daß wir gerade nicht Evangelium verkündigen. Die Frage, was wir denn dann tun sollten, wurde so beantwortet: Indirekt missionieren — das Wort zieht nicht mehr, aber die christliche Persönlichkeit wirkt („eine Kirche, die nur noch das Wort hat, hat keine Chance mehr“!). Es ist schade, daß zur Aussprache so wenig Zeit blieb. Auch so hätte freilich mehr Kritisches zu dieser These gesagt werden können und müssen, als tatsächlich gesagt wurde.

Diente Brunners Vortrag in erster Linie der Horizonterweiterung, von der Landesbischof D. Haug einleitend sagte, daß wir deutsche Theologen sie ganz besonders nötig hätten, so stellte der Vortrag von Rosenkranz über „Weltmission und Weltende“ vor das zentrale theologische Problem der Mission und wurde dadurch auch — ungewollt — zu einer Erwiderung auf Brunners These.

In einem ersten, religionsphänomenologischen Teil skizzierte der Redner die außerchristlichen Erwartungen des Weltendes (Buddhismus, Hinduismus, Konfuzianismus, Islam und Marxismus). Bei allen Unterschieden im einzelnen (zyklische—lineare Entwicklung) ist diesen Vorstellungen doch eines gemeinsam, und das stellt sie in Gegensatz zu der christlichen Enderwartung: Hier hat es der Mensch in der Hand, wie alles werden wird — er ist der Herr des Eschaton.

Im zweiten, theologischen Teil seines Vortrags behandelte Rosenkranz das Verhältnis der christlichen Mission zur Eschatologie: Mission ist selbst ein Faktor der Endzeit. Schon Deuterocesaja verkündigt, daß in der Endzeit das Heil Gottes auch zu den Heiden hinausgetragen werde. Aber daneben steht in der prophetischen Verkündigung der Satz, daß die Heiden zum Berg Zion kommen werden. Jesus bleibt auf dieser gebrochenen Linie des alttestamentlichen Heilsuniversalismus, versteht jedoch seine eigene Predigt als eschatologisches Geschehen. Er weiß sich gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel, aber bald werden auch die Heiden kommen. Wie Israel sich verstockt, geht Jesus den Weg des leidenden Gottesknechts aus Deutero-

jesaja. Damit tritt die Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern in sein Gesichtsfeld, und er erklärt, daß vor dem Ende das Evangelium allen verkündigt werden müsse. Der Auferstandene aber sendet seine Boten ausdrücklich in alle Welt: mit Ostern ist ja die Endzeit angebrochen. Gerade weil Jesus auferstanden ist, wartet seine Gemeinde auf die Vollendung und treibt Mission.

Im dritten, missionsgeschichtlichen Teil seines Vortrags ging Rosenkranz der Frage nach, wie weit die Mission ihr eschatologisches Wesen verwirklicht habe. Bei diesem Gang durch die Kirchengeschichte wurde besonders deutlich, wie sehr Mission und Selbstverständnis der Kirche miteinander zusammenhängen. Unter Verzicht auf alle Einzelheiten seien nur die Hauptgedanken kurz herausgestellt: Schon bei den Apologeten tritt an die Stelle des Eschaton das „Wahre“. Damit verliert auch die Kirche ihren eschatologischen Charakter: sie versteht sich als das Reich Gottes auf Erden (Augustin) und treibt Mission, um sich selbst auszubreiten (so die offizielle katholische Definition der Mission). Daß sie sich dabei unbedenklich auch politischer Mittel bedient (Missionskriege), hängt damit zusammen, daß seit Konstantin der Mythos von der Roma aeterna von der Kirche eingefangen und christianisiert wurde und sich mit der Idee des Imperium Christi verband zu der Idee des christlichen Imperium Romanum. Nicht viel besser als auf der katholischen Seite sieht es auf der evangelischen aus: Von Luther selbst geht kein Impuls zur Mission aus, Melancthon und Calvin aber bezeichnen die Mission als Aufgabe der Obrigkeit (allerdings in ihrer Eigenschaft als praecipuum membrum ecclesiae). Das hat zur Folge, daß die evangelische Mission weithin im Rahmen politischer Kolonisation getrieben wird. Auch bei den Vätern des Pietismus ist die Mission nicht eschatologisch, sondern letztlich humanitär begründet. Heute steht die evangelische Mission in einer umfassenden Krise. Damit hat sie aber auch die Möglichkeit, sich von jahrhundertealten Bindungen und Versuchungen zu lösen und endlich wieder zum Wesen und Ziel urchristlicher Mission zurückzufinden. Mission ist „Kirche Gottes in Bewegung“ (Löhe).

Dr. Ulrich Kunz.

Das „teure“ Buch

Auf einer Tagung der Evang. Akademie in Herrenalb, die unter dem Thema „Vom rechten Lesen“ stand, wurde in der abschließenden Aussprache lebhaft bedauert, daß es neben dem Zeitmangel auch der Preis der Bücher sei, der von einer eingehenderen Beschäftigung mit mancher wesentlichen Erscheinung zur Zeit noch abhalte.

Es ist vielleicht für den großen Kreis aller derer, die nicht an dieser Tagung teilnehmen konnten, gerade auch im Hinblick auf die Fragen, die hinsichtlich des Verkaufspreises der neuen Biblischen Geschichte „Schild des Glaubens“ hier und da aufgetaucht sind, von Interesse, einmal zu hören, wie der Preis eines Buches von verschiedenen Faktoren abhängt, auf die der evangelische Buchhändler, der die Verbreitung übernimmt, keinen Einfluß hat. Wenn heute der Preis eines Buches (von Volksausgaben und Ro-Ro-Romanen, die in Massenaufgaben erscheinen, abgesehen)

30 bis 50% höher ist als vor dem Krieg, so sind hierbei folgende Tatsachen zu berücksichtigen, die man kennen muß:

1. Der Papierpreis liegt rund 200%, teilweise sogar 300% über dem Vorkriegsniveau und ist augenblicklich infolge des Ausfalls der skandinavischen Importe noch im Steigen begriffen. Die Löhne im Buchdrucker- und Buchbinder-Gewerbe sind auf Grund der verteuerten Lebenshaltung und der dadurch bedingten Vorstöße der Gewerkschaften teilweise um mehr als 40% erhöht worden. Die Preise des Einbandmaterials (Leim, Heftgaze, Pappe, Leinwand usw.) sind um 150 bis 200% gestiegen.

2. Das Risiko des Verlegers war schon immer unter allen Wirtschaftszweigen das größte und ist infolge der Verkleinerung des Absatzgebietes (Wegfall der vorwiegend evangelischen Kirchengebiete der Ostzone und der ehemals deutschen Gebiete hinter der Oder-Neiße-Linie), infolge der Verarmung der Buch-Interessenten und der sozialen Umschichtung und infolge der Verteuerung der Bedarfsgüter seit der Währungsumstellung um ein Vielfaches gestiegen. Während der Verleger in einigermassen normalen Zeiten von einem Buch in 2 bis 3 Jahren zur Not 10 000 Stück verkaufen konnte, gelingt ihm dies heute nicht mehr. Er kann nur noch bei besonders markanten und bedeutenden Werken (das Fach-Buch spielt eine Sonder-Rolle) mit einem Absatz von 2000 bis 5000 Stück rechnen. Die Auflagen werden daher immer kleiner. Der Satz und die Zurichtung in der Druckerei sind aber immer gleich teuer, ob die Auflage eines Buches 1000 oder 10 000 Stück beträgt. Daraus ist klar ersichtlich, daß das einzelne Stück bei einer um so viel kleineren Auflage teuer sein muß als dasselbe Buch bei einer großen Auflage. An diesem Rechen-Exempel ist leider nichts zu ändern.

3. Auch die Verleger haben die Währungsabwertung ertragen müssen. Früher konnte ein Verlag das ohnedies große Risiko des Büchermachens mit Hilfe seiner Kapital-Rücklagen leichter tragen. Heute muß er seine Produktion gewissermaßen aus der Tageskasse finanzieren. Diejenigen Verlage, die sich mit der Produktion „reißerischer“ Bücher oder mit illustrierten Zeitschriften beschäftigen, fanden einen Weg aus dieser akuten Gefahr. Die anderen Verleger, deren Verlags-Richtung und Verantwortungsgefühl ihnen einen solchen Schritt nicht erlauben, leiden häufig bittere Not. Denn woher sollen sie die Mittel zur Herstellung nehmen, wenn sie die Hersteller-Firmen sofort bezahlen müssen, andererseits aber das investierte Kapital im besten Fall erst in einigen Jahren langsam aus dem Verkauf zurückfließt?

4. Ähnlich geht es dem Sortimentsbuchhändler, dessen Lager-Risiko ständig durch rasche Entwertung liegen gebliebener Bestände wächst. Und wie endlich durch genaue Erhebungen innerhalb des Bundesgebietes festgestellt wurde, betragen die Unkosten des Buchhändlers für jedes einzelne Werk, das er auf Lager hält, im Durchschnitt 28 bis 31 Prozent vom Ladenpreis.

Alle diese Tatsachen zusammen führten zu der vielerorts erörterten Buch- und Buchhandels-Krise („Christ und Welt“, „Sonntagsblatt“). Aber trotz all der genannten bösen Erschwerungen (Verteuerung der Herstellungskosten, Vergrößerung des Risikos, Verlängerung der Investierungsdauer, Erhöhung der Unkosten) sind die Bücher nur um 30 bis 50 Prozent teurer als vor dem Krieg. Diese Verteuerung steht in keinem Verhältnis zu der Verteuerung der meisten anderen Wirtschaftsgüter und

hält keineswegs mit der tatsächlichen Verteuerung der für das Buch notwendigen Rohstoffe gleichen Schritt. Es besteht daher keinerlei Aussicht auf eine Senkung der Bücher-Preise in absehbarer Zeit (eine Ausnahme machen die Schleuder-Preise und die Preise von Massenaufgaben, die nur für wenige bewährte Erfolgsbücher in Frage kommen), ja es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß der Gesamtbuchhandel in dieser Frage weit mehr Opfer bringt, als es die Wirtschaftlichkeit der Betriebe zuläßt.

Gegen Ende des vorigen Jahres wurde nun zwischen dem Landesverband evang. Gemeindebüchereien und den in der Vereinigung evang. Buchhändler zusammengeschlossenen evang. Buchhändlern in Baden ein Abkommen getroffen, dessen Inhalt die Unterstützung der evangelischen Gemeindebüchereien bei ihrem Wiederaufbau und Ausbau als Gegengewicht gegen die stark um sich greifende Verbreitung von Schund- und Schmutzliteratur zum Ziele hatte. Die mit dieser Vereinbarung den Büchereien gewährte Vergünstigung kommt einem Verzicht auf Verdienst der hieran beteiligten evang. Buchhandlungen um der Sache willen gleich, so daß von dieser Seite her in Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Aufgabe der evang. Gemeindebüchereien bereits ein wirkliches Opfer gebracht wird.

Wenn wir auf all diese Tatsachen, die wohl nur Einzelnen bisher bekannt waren, aufmerksam werden und auch einmal berücksichtigen, mit welchen Schwierigkeiten der verheißungsvolle Neubeginn nach den Jahren der Abschnürung des evang. Buches von unserem Volke verbunden war, dürfen wir wohl auch weiterhin und gerade unter den heutigen erschwerten Verhältnissen dem evang. Buchhandel das Vertrauen schenken, daß er auch in Zukunft seiner wichtigen Mission der Verbreitung guten evang. Schrifttums aller Art, in erster Linie natürlich der Bibel, des Gesangbuchs und der Biblischen Geschichte, die jedes Kind bereits zu eigen bekommen soll, gerecht werden wird. P.

Zeitschriftenschau

„Musik und Kirche“, Heft 3. Mai/Juni 1950. Aus dem reichen Inhalt dieses Heftes ragen hervor der „Nachruf“ von Günther Ramin für Karl Straube, den am 27. April d. Js. entschlafenen Kirchenmusiker, der hier in „Erinnerungen an K. Straube“ „der größte Thomaskantor seit Bach“ genannt wird, und aus dessen eigener Feder ein Artikel aus der Bachgedenkschrift 1950 abgedruckt wird: „Rückblick und Bekenntnis“, ein imponierender Epilog auf ein Leben voll Wandlungen, eminenter künstlerischer und pädagogischer Wirksamkeit, reifer Selbsterkenntnis und Offenheit. Christhard Mahrenholz bietet einen Aufsatz über den „Umfang des Evangelischen Kirchengesangbuchs“, das ja bald auch das unsere werden soll. — Walter Hanft schreibt über „Kirchenmusiker und gottesdienstl. Gemeindegesang“ mit praktischen Vorschlägen für den Organisten und Kantor. — Im 2. Teil des Heftes behandelt H. J. Launer „Leben und Wirken des reformierten Kirchenchors“, Helmut Bornfeld das Problem „neuer“, d. h. modern-musikalischer Kirchenmusik.

Pastoralblätter, Heft 6, 1950. — Unter der Überschrift „kirchliche Planungen“ findet der Herausgeber D. E. Stange ein kräftiges Wort gegen das planlose kirchliche Arbeiten. Dabei kann er beiläufig mit Recht keine planvolle Arbeit erkennen in den fast planmäßig auftauchenden „verzweifelten Versuchen der letzten Zeit, der so unentwirrbaren (alten) Perikopenordnung irgendwie thematische Gesichtspunkte überzustülpen, auch wenn man sie dabei geradezu vergewaltigen muß“. Anregend liest sich der Aufsatz von Horst Reisser: „Unser Dienst am Wort und das Wort der Dichter“, eine Mahnung, die goldene Früchte in silbernen Schalen zu bieten, gegen die hergebrachte pastorale Formensprache und den weitverbreiteten sprachlichen Schlendrian. — Auf die Frage „Kann ein Selbstmörder selig werden?“ versucht Lic. Kl. Harms mit großem Ernst eine biblisch ausgerichtete seelsorgerliche Antwort zu geben. — Die Textbearbeitungen (darunter auch je eine der Mannheimer Pfarrer E. Speck und S. Heinzelmann) sind wertvoll. Sekr brauchbar ist die Behandlung der Kindergottesdienst-Perikopen durch Otto Glüer. — Manchen unserer Landpfarrer wird der Abschnitt „Aus der Dorfkirche“ Anlaß zu ernstem Nachdenken bieten.

Oberrheinisches Pastoralblatt (Verlag Badenia, Karlsruhe) Juniheft 1950. — R. Weber-St. Peter verneint die Frage: „Ist die Herz-Jesu-Verehrung überlebt?“ — Dr. O. Stegmüller „Zur Primizfeier“ singt ein hohes Lied auf das „Primizamt“ und verteidigt die Sitte des „Primizbräutchens“ (Symbol der geistlichen Vermählung des Jungpriesters mit der Kirche). — Dr. P. Regner findet in seinem Aufsatz „Joh. Peter Hebels ‚Biblische Geschichten‘ und der heutige Katechet“ erstaunliche und erfreuliche Worte gerechter Würdigung für Hebels geschickte und lebendige Darstellung der B. G. ohne dessen theologischen zeitgebundenen Standort zu verkennen.

„**Oberrhein. Pastoralblatt**“. Das Juliheft 1950 bringt u. a. einen Aufsatz von Dr. Otto Stegmüller „Zur Brevierreform“, auch für uns interessant als ein Zeugnis für Arbeits- und Brevierlesenöte des katholischen Pfarrers.

„**Evang. Jahresbriefe, Pfingstbrief 1950**“ (Stauda-Verlag, Kassel). — Im Leitartikel „Komm, heil. Geist“ hebt der Herausgeber Wilhelm Stählin den Sinn und die Bedeutung der Epiklese in der Abendmahlsliturgie heraus. W. Tappolet bringt Notizen zum Thema „J. S. Bach und Frankreich“. — J. Tonesen würdigt in „Kirche und Grenzland“ die übernationale Bedeutung der lutherischen Kirche im deutsch-dänischen Verhältnis. — Den liturgischen Ästhetizismus behandelt in „Von der rechten Schönheit des Gottesdienstes“ G. Striebeck in gesunder Weise. — Eine recht kritische Bewertung erfährt durch A. Degener Karl Barth zwischen Ost und West; eine doch wohl zu günstige wird von ihm dem neuen Buch von Paul Schütz „Das Mysterium der Geschichte“ zuteil.

„**Stimmen der Zeit**, Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart“. Juni 1950 (Verlag Herder, Freiburg). — Aus diesem Heft seien hervorgehoben folgende Aufsätze: J. Zeiger S. J. „Ehescheidung und Ehenot“. In der „Bestandsaufnahme“ fehlt zwar die neutestament-

liche Schau, aber nicht fehlt der Satz: „Das christliche Ehebewußtsein erlitt den ersten schweren Stoß durch Martin Luther“. - Auch in dem Aufsatz von E. M. Lüders „Über den Umgang mit ‚Heiden‘“ fehlt es nicht an konfessionellen Einseitigkeiten. Am Neuheidentum ist natürlich die Reformation und der protestantische Liberalismus - eine katholische Aufklärung und einen katholischen Liberalismus gab es wohl nicht? - schuld. - Wissenschaftlich wertvoll ist die religionsgeschichtliche Studie von J. Messina S. J. über „Zarathustra und seine Lehre“. Er setzt ihn an um die Wende des 11. und 10. Jahrh. v. Chr. Die Lehre entwickelt er aus den allein originalen ca. 20 Hymnen des arischen Religionsphilosophen. G. F. Hartlaub bringt in „Kunst und Astrologie“ eine Übersicht über die Darstellung, die der Sternenglaube (Planeten, Tierkreis) von der Antike bis ins 17. Jahrh. in der Kunst gefunden hat. - Geistreich und zeitnahe ist der Artikel von W. Barzel S. J. über „Das Geheimnis des ‚Stars‘“, insbesondere die Psychologie des echten Schauspielers.

Stimmen der Zeit, Juli 1950, (10. Heft). Herder-Verlag, Freiburg. Heinrich Tenhumberg, Domvikar in Münster, schreibt, gedankenreich und lebensnah über „Dienst am Landvolk“, Dr. Wolfgang Haag über den „Islam“ von einst und jetzt. Der als nationalökonomischer Fachmann weithin bekannte Jesuitenpater Oswald von Nell-Breuning behandelt umsichtig und klug das zeitgemäße Problem der „Mitbestimmung des Arbeiters“. Oskar Simmels S. J. zeichnet „Das christliche Bild der Briefe Leopold von Ranke“ auf Grund der beiden neuen Veröffentlichungen der Briefe des Historikers. Ohne Anschluß an die lutherische Orthodoxie oder die lutherische Erweckungsbewegung gefunden zu haben, besaß er einen lebenslang festgehaltenen lutherischen Vorsetzungsglauben und teilte das Nichtverstehen des christlichen Dogmas mit so vielen Zeitgenossen ebenso wie ihre Unaufgeschlossenheit für die soziale Frage, die doch bei seinem Tode 1886 schon einen Höhepunkt erreicht hatte. — Für einen Christenmenschen erfreulich ist die Kritik, die Dr. Roessler-Bonn an dem amerikanischen Kriegsroman von Norman Mailer „Die Nackten und die Toten“ übt. Bei ihm kommt der leider anfangs auch bei uns hoch erhobene bestseller zwar zu seinem Recht als Dichtung, aber auch zu seiner Ablehnung wegen seiner von Freud-Adler geprägten Einschätzung des Menschen.

D. Karl Bender.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat D. Karl Bender, (17a) Karlsruhe, Vorholzstr. 2
Professor D. Heinrich Bornkamm, (17a) Heidelberg, Zähringerstr. 18
Pfarrer Rudolf Bösing, (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Dr. Ulrich Kunz, (14a) Stuttgart O, Urbanstr. 25
Pfarrer Gotthilf Schweikhart, (17a) Obrigheim Kr. Mosbach,
Hauptstr. 148
Pfarrer Ludwig Simon, (17a) Mannheim, Eggenstr. 6

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein, (17a) Karlsruhe (Baden) Blumenstraße 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O — Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach b. Stuttgart